

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Siebenter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postus-
sendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten
Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Commissiondant zu Ofen
(Beklungskaufahrt), in Ferd. Tomafas Kunsthand-
lung zu Pesth und bei aller k. k. Postämtern.

Spielerglück.

(Fortsetzung.)

So nahte der glückliche Augenblick, den ich mit Sehnsucht erwartete, wo Adels durch den heiligen Regen der Kirche ganz die Meinigen werden sollte. Da traf es sich, daß wir am offenen Fenster saßen, als Truppen durchzogen, die nach Spanien bestimmt waren. Ein junger Offizier ging einem Zuge voraus. Ich erkannte Douhard. Sein Auge blitzte zu uns herauf. Adels erblaute, und ich — ein seltsames Gefühl von Schutz und Eifersucht ließ mich kaum es wagen, sie anzublicken. Sie sah eine Weile starr vor sich hin — die Truppen waren vorüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie blickte mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Liebe mich an und reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen drückte. „Dein!“ rief sie, indem sie mich heftig umschlang und dann mich schnell verließ. Wir waren ohne Zeugen, und das war mir lieb: so konnte ich leicht jede Miene annehmen, die ich für gut fand, und ich wählte den Ausweg, dem ganzen Vorfall weiter gar keine Bedeutung zu geben, am wenigsten irgend eine Befremdung über Adels seltsame Bewegung zu äußern. — Als sie nach einiger Zeit wieder eintret, kam ich ihr mit einem ungezwungenen Cholerze entgegen, in den sie zwar nicht sogleich einging, den sie jedoch nicht unfreundlich aufnahm. — In wenigen Tagen war sie meine Gattin, und ich umringte sie mit Allem, was Reichthum zu gewähren vermag, und sie strahlte in den Kreisen, die Reichthum und Rang öffnen, als ein Stern erster Größe in hoher Armuth. Der Chevalier ließ sich, da er in Hinsicht seiner Tochter seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, leicht bewegen, nicht mehr in den Spielfäden den Darleiber zu machen, und ich betrieb das Spiel im Großen durch untergeordnete Bankiers und behielt mir nur den kleinen

ausgesuchten Kreis vor, in welchem zwar am höchsten, aber doch mehr mit dem Anstrich gesellschaftlicher Unterhaltung, als des eigentlichen Gewerbes gespielt wurde.

Abèle fühlte sich mehr noch in meiner Liebe, die immer inniger wurde, als in dem Glanze, den Rang und Reichthum um sie verbreiteten, glücklich. In vertraulichen Augenblicken wurde ich denn auch mit ihrem Verhältnisse zu Boucharb bekannt. Sie gestand mir, daß Dankbarkeit für seinen Schutz in einem bedenklichen Augenblick ihm ihr Herz geöffnet hatte, daß sie aber, mit den Ansichten und Wünschen ihres Vaters bekannt, keine Aussicht für ihre Liebe sah und daher dem Jünglinge keine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt, zu zeichnen und so vielleicht seine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt, ihn zu lieben; allein, als sie mich gesehen in jenem entsetzlichen Augenblick im Hause ihres Vaters, da sei mitten in der Entrüstung über die Erniedrigung ihres Vaters ein Gefühl für mich in ihr erwacht, gegen welches das für Boucharb ein bleicher Schatten gewesen. Jetzt erst habe sie gefühlt, was Liebe sei — Liebe, die sich nicht bedenke, sich mit dem Geliebten in die Hölle zu stürzen, wenn sein Weg durch diese gehe. — Mit glühender Hingebung umschloß sie mich mit ihren Armen. „Du erinnerst dich jenes Augenblicks am Fenster,“ sagte sie, „als die Truppen nach Spanien vorüberzogen. Boucharb war unter ihnen. Ich wußte, daß er in Paris war . . . Er hatte gesucht, sich mir zu nähern . . . Ich war dein und hatte jede Möglichkeit einer Annäherung abgeschnitten. Es traf mich sein strafender Blick . . . Ich erschrak einen Augenblick; aber ich fühlte es, ich war — ich bin dein auf ewig!“ Ich erwiderte diese Ergießung mit aller der Zärtlichkeit, die ich für sie fühlte, aber hütete mich wohl vor dem Geständnisse, daß ich ihr Verhältniß zu Boucharb früher gekannt, denn was mich in Abèles Augen hätte herabsetzen können, war mir fürchtbar, und sollte ich ihr treulos am Freunde erscheinen? — Sie war nicht treulos an ihm, denn es war nicht Liebe, was sie für ihn empfunden: ich aber war der Vertraute seiner Liebe gewesen und hatte in seinem verzweiflungsvollen Blicke gelesen, was ich ihm geraubt. — In Abelen allein achtete ich die Menschheit, sonst waren mir die Menschen nur verächtlich. Welchen Blick hatte ich in ihr Inneres gethan! Von welchen Szenen der Thorheit und thörichtester Verzweiflung war ich am Spieltische Zeuge gewesen! — Es gab keine menschliche Verworfenheit, deren ich nicht den ohne Unterschied fähig fand, der in diesem Zauberkreise gekannt war, und ich nahm mich selbst nicht davon aus. So wie ich anfänglich die Chancen des Spiels zu meinem Studium gemacht hatte, so waren jetzt die Spielenden der Gegenstand meiner Beobachtung, und dies gab für mich dem Gewerbe — denn so muß ich es nennen — zu dem ich mich erniedrigt hatte, einen eigenen Reiz. Mit welchem Auge Abèle es betrachtete, war mir aus ihren Aeußerungen klar; allein ich sah in ihm die Mittel, ihrem Leben Glanz zu ertheilen, einen Glanz, zu dem Geburt mich berechtigte und den ich wenigstens für meine Lieben nicht entbehren wollte. Daß das Spiel mir zum Bedürfnisse, ja zur Leidenschaft geworden war, das wollte ich mir nicht gestehen; nicht gestehen, daß ich in meinem Inneren ein Anderer sei, als der ich damals war, als ich für Boucharb die ersten Karten berührte. Da sollte ein Zufall den Zauber, in dem ich befangen war, lösen.

Es
desse
sichte,
raschte.
nm so
schlag
daß sie
Feuer
die er
vor; da
Gehirn
hatte
ankosten
Nur ich
sung
sich
men, di
allein
Der Bo
auf mich
lor. Au
chen, b
kei, die
ber felt
und ber
nicht, s
sich geg
Nächte
vom Ka
wurden
tion, u
rung,
mich au
unmögl
sie mit
ten Be
bringen
bedeute
hatte,
mich au
nisse zu
Grafsen
du ihm
bebrun
sorgnig
niemal
thun t

Ein junger deutscher Graf, den ich öfter an meiner Bank gesehen und dessen Leidenschaftlichkeit im Spiele, in welchem das Glück ihn selten begünstigte, ich bemerkt hatte, verfolgte es einst mit einer Fassung, die mich überraschte. Das Glück schien ihn zu neten; es lockte ihn und täuschte ihn dann um so bitterer. Nur mit einem kalten Lächeln nahm er den größten Gehlschlag auf. Ich bemerkte bald, es sei die Fassung der Verzweiflung, und ahnte, daß sie um so gewaltfamer ausbrechen werde. Endlich sah ich ein unheimliches Feuer in seinem Auge aufflammen. Er zog eine bedeutende Summe hervor, die er auf eine verdeckte Karte setzte. Ich stand diesen Abend der Bank selbst vor; da zog er plötzlich ein Terzerol aus der Tasche, und sein Blut und sein Gehirn überspritzte den Spieltisch, mich und die Mitspieler. Seine Karte hatte verloren. Alle Anwesenden fuhren in höchster Bestürzung auf. Aus den anstoßenden Sälen, wo man den Schuß vernommen, strömte die Menge herbei. Nur ich, der einen solchen Ausgang beinahe erwartet hatte, verlor meine Fassung nicht. Ich sorgte für die Sicherheit der Bank in dem Tumulte und ließ sofort den nahen Polizeikommissär rufen. Der Haatbestand wurde aufgenommen, die Leiche hinweggetragen, die Bank in ein anderes Zimmer gebracht; allein die Spieler hatten sich zerstreut und wollten sich nicht wieder sammeln. Der Vorfall war mir unangenehm, doch einen weitem Eindruck konnte er nicht auf mich machen. „Der Thor!“ war das einzige Wort, das ich darüber verlor. Auch war der Eindruck bei denen, die gewohnt waren, die Bank zu besuchen, halb verflücht; ja die Neugier zog in den ersten Abenden Manchen herbei, die Stelle, auf welcher sich der Vorfall ereignet, und den Bankier mit der seltenen ruhigen Fassung, die das allgemeine Gespräch der Bewunderung und der Verdammung war, zu sehen. Ich verleugnete auch jetzt diese Fassung nicht, so viel Veranlassung ich auch dazu finden konnte, denn das Glück hatte sich gegen die Bank gewendet, und sie wurde mehr als einmal gesprengt. Diese Nächte verschlangen bedeutende Summen, und am dritten Morgen erhielt ich vom Kaiser den Befehl, Paris zu verlassen. Nur vierundzwanzig Stunden wurden mir gestattet, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die ansehnliche Kaution, welche der Spielpacht erfordert hatte, blieb in den Händen der Regierung, und nur mit sehr bedeutender Einbuße konnte ich mit den Mißpächtern mich auseinander setzen. Abwesend in dem Verbanne zu bleiben, war beinahe unmöglich, und dem widerstrebten auch Adelsens Bitten und Thränen. Als ich sie mit dem Schlage, der mich betroffen, und mit der an sich höchst ungerechten Verbannung aus Paris bekannt machte und ihr sagte, welche Opfer ich bringen müsse, da jubelte sie, statt zu jammern, und brachte mir allen ihren bedeutenden Schmutz, alle werthvollen Geschenke, die sie von mir bekommen hatte, ja selbst die Urkunde über das Eigenthum ihres Hauses, und beschwor mich aufs Dringendste, kein Opfer zu scheuen, um mich aus einem Verhältnisse zu reifen, das mich nur zum Unglück führen werde. „Der Geist des Grafen verfolgt dich,“ sagte sie; „nur durch Entfagung des Spiels kannst du ihm entfliehen, und ich folge dir überall mit Freunden hin, will jede Entbehrung gern übernehmen, um deine Seele zu retten.“ Wenn ich auch ihre Besorgniß nicht theilte, so rührte mich doch so viele Liebe, und ich schwur ihr, niemals wieder eine Bank zu übernehmen. Ich ordnete, so gut es sich wollte, thun lassen, alle meine Angelegenheiten, legte den Verkauf des Palais in

sichere Hände und war nach vierundzwanzig Stunden auf dem Wege nach Genua, wo ich mich mit den Trümmern meines Vermögens niederzulassen beschloß hatte. Chevalier Froville, Abelens Vater, war kurz vor dieser Katastrophe gestorben. (Beschluß folgt.)

Englische Gerichtsverhandlungen.

Vor den Assisen in Ebinburg ward im vorigen Jahre ein Kriminalprozeß verhandelt, der mit dem Sujet der bekannten Oper „Fra Diavolo“ von Scribe eine auffallende Aehnlichkeit darbietet. Da Scribe sein Werk schon vor mehreren Jahren geschrieben hat, so ist nicht daran zu denken, daß er dieses Ereigniß zum Vorbild genommen habe. In einem Gasthose Ebinburgs, dem vielbesuchten „Gottenen Fuchs“, lehrte am 15. Jan. 1832 Mistress Donald, die Wittve eines reichen Banquiers aus Glasgow, mit ihrem Kammermädchen ein, und verlangte ein Zimmer bloß auf eine Nacht, da sie nächsten Tages in aller Frühe weiter zu reisen gedenkte. Die Wirthin antwortete, sie könne ihr nur ein kleines, im dritten Stockwerk gelegenes Zimmer anbieten, da die übrigen von 2 französischen Familien besetzt seien. Mistress Donald fügte sich der Nothwendigkeit, und ging um 10 Uhr schlafen. Das Zimmer hatte nur ein Bett mit Vorhängen, aber man stellte ein zweites in eine Fensterbrüstung. In dieses legte sich Julia Mowbray, das Kammermädchen. Gegen Mitternacht fühlte diese junge Person, welche die Reise sehr ermüdet hatte, sich von einem brennenden Durste gequält, und stand auf, um ihn zu löschen. Sie trank aus einem Krug Wasser, den sie auf einem Ankleidetischen fand, und wollte sich wieder niederlegen. Indem sie aber an ihrer festschlafenden Diensthfrau vorüber ging, gewahrte sie, über einen Stuhl geworfen, den prächtigen Mantel, dessen Schönheit sie schon oft bewundert hatte. Das von ihr angezündete Licht brannte noch, und sie konnte dem ihrem Alter (sie war erst 19 Jahre alt) so natürlichen Verlangen nicht widerstehen, zu versuchen, wie ihr der Mantel sehe. Sie legte ihn um, und stolzirte damit vor einem gegenüber hängenden Spiegel. Seufzend zog sie ihn wieder aus, und murmelte dabei halblaut: „Mein Gott! warum hab' ich doch noch keinen Liebhaber gefunden!“ Unter den angenehmsten Gedanken schlief sie ein, und als sie aufwachte, war es schon heller Tag. Eilig stand sie auf, und im Ankleiden warf sie einen Blick auf den Stuhl, wo sie den Mantel gelassen. Zu ihrem großen Erstaunen war er verschwunden, doch sie vermuthete, daß ihn Mistress Donald der größeren Wärme wegen auf sich gelegt habe. Als sie ganz angekleidet war, trat sie an das Bett der letzteren, die keine Bewegung machte. Neugierig, ob sie noch schlafe, hob das Mädchen den Vorhang auf, und entdeckte mit Schaudern das Bett in Blut getaucht. Sie hatte kaum Kraft genug, sich bis an die Thüre zu schleppen, um sie aufzureißen und nach Hilfe zu rufen. Die herbeieilenden Leute des Gasthofs fanden das Mädchen auf der Schwelle ohnmächtig, und ihre Diensthfrau von einem Messerstiche durchbohret, der ihr in die Herzgegend gedrungen war. Die um den Ruf ihres Gasthofes besorgte Wirthin behauptete augenblicklich, Niemand anders als Julie habe dieses schreckliche Verbrechen begeben können. Die Unglückliche betheuerte vergebens

ihre Unschuld gewesen, a
können; i
Gefängniß
dem Tode
tern, die
ausfragten
gleich nur
Personen,
wohn bege
Schuldige
zu reinige
zes Jahr
nung auf
füllte. In
besuchen,
kleine Fu
Kutscher,
der erstere
dich mit i
machen.“
merkt hab
finden.“ —
nug.“ —
sind, als
macht, da
chen beide
blieb in h
ihr damals
danke dur
mayor, th
befehl geg
Mowbray
geriethen,
ten sie, „
vermuthen
u. dgl.“
verließ sie
zeigten sic
fen beschu
mon, geg
That ver
hatten sich
verurtheilt
men ist,

ihre Unschuld, vergebens schwur sie, sie sei der Mistress Donald allzu ergeben gewesen, als daß sie einer so schrecklichen That sich gegen sie habe schuldig machen können; man hörte sie nicht, und überlieferte sie den Konstabeln, die sie ins Gefängniß abführten. Vor ihren Richtern schwur Julie nochmals, sie sei an dem Tode der Mistress Donald unschuldig, und da mehrere Verwandte der letztern, die bei der Sitzung als Zeugen bewohnten, zu Gunsten der Angeschuldigten aussagten, so erließ das Schwurgericht das Urtheil: „Nicht schuldig.“ Obgleich nun Julie freigesprochen war, so bemerkte sie doch gar bald, daß viele Personen, die sie früher mit Wohlwollen behandelt, ihr jetzt mit Kälte und Argwohn begegneten. Sie sann von nun an Tag und Nacht auf Mittel, die Schuldigen zu entdecken, und sich von dem ihre Ehre brandmarkenden Verdachte zu reinigen. Aber ihre eifrigen Nachforschungen waren nutzlos, und ein ganzes Jahr brachte sie in tiefer Traurigkeit hin. Sie hatte, schon alle Hoffnung aufzugeben, als ein unerwarteter Umstand ihren sehnlichsten Wunsch erfüllte. In der Absicht, eine in der Nähe Edinburghs wohnende Bekannte zu besuchen, ging sie nach Clergy Lane, wo mehrere nach jener Gegend fahrende kleine Fuhrwerke standen. Sie wählte eines, aber ihre Wahl ärgerte zwei Kutscher, die gehofft hatten, sie würde sich an sie wenden. „William,“ sagte der erstere, „es scheint, die Jungfer findet an dir nicht Geschmal genug, um dich mit ihrer Gesellschaft zu beehren.“ — „Nun, sie will sich eben kostbar machen.“ — „Vielleicht, wenn du dich sauber herausputzest, würde sie dich bemerkt haben. Bei deiner Rückkehr wirst du hoffentlich Gnade vor ihren Augen finden.“ — „Mein ich doch, für eine Kammerjungfer bin ich noch proper genug.“ — „Weißt du nicht, daß die Kammerjungfern oft ärge Feindinnen sind, als ihre Herrschaften?“ — „Wie hat es denn die Jungfer damals gemacht, daß sie noch keinen Liebhaber gefunden?“ — Bei diesen Worten brachen beide Kutscher in ein Gelächter aus, und Julie, die sie verstanden hatte, blieb in höchster Bestürzung stehen. Sie erinnerte sich nicht, die Worte, die ihr damals vor dem Spiegel entfallen, Jemand vertraut zu haben. Ein Gedanke durchblitzte ihre Seele: alsbald verließ sie Clergy-Lane, lief zum Lord-Mayor, theilte ihm ihren Verdacht mit, und ersuchte ihn um einen Verhaftsbefehl gegen die beiden Burfche. Diese Stenden sahen nicht sobald die junge Dowdron von 6 Volizeiblennern begleitet zurückkehren, als sie in Verwirrung gerietzen, und einige Entschuldigungen stammelten: „Es thut uns leid,“ sagten sie, „wir haben die Jungfer gekränkt; wollten bloß scherzen; hätten wir vermutzen können, daß wir sie beleidigen würden, so hätten wir geschwiegen u. dgl.“ Als sie vor der mit ihrem Verhör beauftragten Obrigkeit standen, verließ sie die wenige Dreifigkeit, die sie bisher noch bewahrt hatten, und zeigten sich eben so feige, als sie zuvor frech gewesen waren. Vor den Affisen beschuldigten sich die beiden Angeklagten, Namens Claude und Fik Simon, gegenseitig des Verbrechens, aber ein Dieb, dem sie die Umstände ihrer That vertraut hatten, gab Fik Simon als den eigentlichen Mörder an. Beide hatten sich unter dem Bette der Frau Donald versteckt. Sie wurden zum Tode verurtheilt, und nach dem Journal of Affidets, dem diese Erzählung entnommen ist, am 19. Dez. v. J. hingerichtet.

Das Tobtenſchiff im Eismeere.

An einem heiteren Mittag im August 1775 ſah Kapitän Warrens, der Patron eines Grönlandfahrers, ungefähr im 77ten Grad nördlicher Breite, mitten in einer zahlloſen Menge Eisberge ein Schiff. Es blieb unbeweglich liegen. Des Kapitän Warrens Neugierde wollte befriedigt ſein; er beſtieg daher mit einigen Leuten ein Boot und ruderte darauf zu. So wie er ſich dem Schiffe näherte, ſah er, daß deſſen Rumpf ſehr verwittert, und das Verdeck, auf dem er nichts Lebendes erblickte, hoch mit Schnee belegt war. Er rief mehrermale an, erhielt aber keine Antwort. Ehe er an Bord ſtieg, ſah er durch die Stützpoſte hinein und einen Mann angelehnt in einem Stuhle ſitzen, vor ſich einen Tiſch mit Schreibmaterialien, doch war es nicht hell genug, um etwas genau zu unterſcheiden. Der Kapitän begab ſich nun mit ſeinen Begleitern auf das Verdeck, und ſie ſtiegen zur Kajüte hinab. Zuerſt begaben ſie ſich in das Gemach, in welches ſie hinein geſehen hatten. Sie ſchauderten als der Bewohner deſſelben unbeweglich blieb — es war eine Leiche, deren Wangen und Stirne ein ſeuchter grüner Schimmel überzog, der die offenen Augen umſchleierte. In der einen Hand hielt er eine Feder, und auf dem Tiſche lag ein Tagebuch, deſſen letzter Satz lautete: „Den 11. Nov. 1762. Wir ſind nun 17 Tage im Eiſe eingekloſſen. Geſtern iſt das Feuer erloſchen und unſer Patron bemüht ſich vergebens, wieder welches anzumachen. Seine Frau iſt heute geſtorben. Es iſt keine Hilfe!“ — Von dieſem gräßlichen Orte eilten ſie in die Kajüte, ſahen hier die Leiche eines Frauenzimmers in einer Stellung, die ihre ganze Theilnahme erregte, und deren Züge noch volle Lebensfriſche hatten. Am Boden ſaß die Leiche eines jungen Mannes mit Stahl und Stein in der Hand, vor ihm eine Zunderbüſche. Im Vordertheile des Schiffes beſandnen ſich mehrere todt Matroſen in ihren Schlafstätten und ein zuſammen gekauerter todt Hund. Feuerung und Lebensmittel waren nirgends zu finden. Der Kapitän nahm das Tagebuch zu ſich, und eilte, tief ergriffen, mit ſeinen Leuten einen Ort zu verlaſſen, der ihnen ein ſchauerliches Beiſpiel ihrer eigenen Gefahr war.

Die Orientalen zu Hauſe.

Die Türken, ſo oft von Reiſenden beſchrieben, welche uns jene Reihe von Bildern und Gedanken zeigten, welche ſie auf den Wegen in Aſien ſammeln haben; jenes Mutterland der alten Sagen, noch heutzutage mit Trümmern des vormaligen Glanzes beſetzt, und dem Anſehne nach beſtimmt, alle Geſchichte der Welt zu theilen, hat ſich in ihrem Alter mit einem geheimnißvollen Schleiер verhüllt, der ſie nun wie ein Leichentuch bedeckt, und den man vielleicht nie ganz aufhebt. Die Exiſtenz deſſelben ſie bewohnenden Volkes iſt ein Räthſel mehr zu ſo vielen Räthſeln, und wenn das ſo iſolirte, ſo tief ſtille öffentliche Leben ſich, ſo zu ſagen, in ſich ſelbſt verſchließt und allen Blicken verbirgt, ſo verſchließt das Privatleben in noch tieferm Dunkel, und die Menſchen des Orients ſchließen ſich in ihren Häuſern ein, wie in ein unermessliches Heiligthum. Der unterſcheidende Charakter dieſer Nationen iſt der Ernſt; alles iſt ruhig und ſtationär bei dieſen Muſelmännern, welche, ſo zu

fagen, un-
thätigkeit
viel als ni-
herumziehe
einem Lan-
lagern nur
Winde zitt-
den Wohn-
hütte den
ſich des W-
vom Himm-
gen. Dieſe
am Himm-
der Stadt
ſchwere hö-
anzuzeigen
lichten L-
Schickel
Tiſchen
als es zu
der Gebie-
ſunken, n-
wegen, F-
ſen? Was
man ihm
Fenster ſ-
Abendklüb
Thür, g-

Ein
wirft daw-
ſetzt würd-
de, rauh
den Spig-
ren Zeit
hinflöſe;
haben, i
und Ber-
verſchwin-
täuſcht.
prächtige
brunnen
Spur,

sagen, nur einen Gedanken — Gott — und nur eine Gewohnheit — die Unthätigkeit — haben. Die Geschäfte des Lebens sind nach ihrem Sinne so viel als nichts; bei ihnen scheint Alles provisorisch zu sein, man könnte sie herumziehende Nomaden nennen, welche sich nicht entschließen können, sich in einem Lande festzusetzen, wo sie so kurze Zeit bleiben werden. Die Türken lagern nur in Europa. Ihre gebrechlichen hölzernen Häuser, welche bei jedem Winde zittern und knarren, gleichen mehr den Hütten eines Bidouacs, als den Wohnungen eines großen Volks, und doch genügt diese armselige Fichtenhütte den Wünschen dieser Menschen, welche so wenig verlangen. Dahin ziehen sie sich des Abends zurück, wenn die Stimme der Zmams, von den Minarets, wie Töne vom Himmel in die Stadt herabklingend, ihnen anzeigt, die Stunde sei vergangen. Diese letzten Abendgesänge verklingen nach und nach wie die letzten Lichter am Himmel verlöschen, und bald hört man nichts mehr in den engen Straßen der Stadt, als die Schritte des Nachtwächters, der von Zeit zu Zeit seine schwere hölzerne Keule auf das Pflaster fallen läßt, um seine Anwesenheit anzuzeigen. Dann könnte man in einem viereckigen Gemache auf einem mit Leichten Zeugen bedekten Divan den Türken unbeweglich kauern und sein Schickel rauchen sehen, während die schwarzen Sklaven ein niedriges rundes Tischchen vor ihn stellen, auf das sie so viel Teller und Schüsseln setzen, als es zu fassen vermag; sie verschleuchen mit Palmenfächern die Insekten und der Gebieter beginnt sein Mahl. Seht Ihr ihn, in seine ewige Apathie versunken, nachlässig und langsam die Hand von einem Gerichte zum andern bewegen, Fisch und Wittpret, Salat und Konfituren zu gleicher Zeit genießen? Was kümmert ihn der Unterschied des Geschmacks! Zum Nachtrische bringt man ihm die Weife und den Kaffee; er raucht lange, den Ellenbogen auf das Fenster seines Kiosks gestützt, die Sterne am Himmel betrachtend und die Abendlüfte genießend. Endlich erhebt er sich langsam, öffnet eine verborgene Thür, geht in seinen Harem und verschwindet.

Das heutige Jerusalem.

Ein englischer Reisender, welcher Jerusalem neuertlich besucht hat, entwirft davon folgende Schilderung. Wer auf einmal auf einen der Berge versetzt würde, welche Jerusalem beherrschen, der würde von da herab eine wilde, rauhe und gebirgige Wüste erblicken. Keine einzige Herde würde er auf den Spizen dieser Berge weiden sehen; es würde ihm kein Holz, das an ihren Seiten wächst, kein Wasser in die Augen fallen, das durch die Thäler hinflöße; er würde den düstern und strengen Anblick einer verheerten Einöde haben, in deren Mitte das einst so glorreiche Judäa seine in der Verweisung und Verheerung gedemüthigte Stirne beugt. Tritt man in die Stadt, so verschwindet der Zauber ihres Namens und man fühlt sich noch grausamer getäuscht. Da sieht man keine mit Palästen verschönerten Straßen, keine prächtigen Spaziergänge, keine Triumphbögen, keine erfrischenden Springbrunnen, keine Säulengänge, um sich gegen die Sonne zu schützen, ja keine Spur, welche an eine alte kriegerische Größe oder an Handelsreichtum erin-

nete. Statt solcher Spuren ehemaliger Macht steht man sich allenthalben von Mauern von grober Arbeit umgeben, deren plumpe Einförmigkeit bloß durch den Vorsprung einiger mit Gittern versehener Fenster unterbrochen wird. Das schönste Quartier ist unstreitig das der Armenier, in den andern sind die Straßen zu eng; kaum können daselbst 3 Kameele neben einander gehen. Die Bazars (Markt-Plätze und Verkaufsläden) befinden sich, wie in allen Städten Afiens, in einem besondern Quartiere. Die Anzahl der Einwohner schlägt man auf 25,000 (dies ist die höchste Schätzung) an; darunter sind 13,000 Mohamedaner, 3 bis 4000 Juden, 2000 Griechen, 800 römische Katholiken, 400 Armenier und 50 Copten. Der Umfang der Stadt beträgt nicht über eine Stunde. Das Innere ist von einer Menge Gäßchen und enger Gänge durchschnitten. Jerusalem hat 6 Thore, welche man regelmäßig alle Abende verschließt. Jetzt ist Jerusalem unter der Herrschaft des Vizekönigs von Egypten, Mehemed Ali's, und man klagt sehr über die Bedrückungen, welche sein Sohn, Ibrahim Pascha, daselbst ausübt.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Pesther Lokalzeitung.

Pour les Dames. (Eingesandt.) Der Frühling naht sich in seinem farbigen Geschnide. — Die Natur hat ihre eifige Hülle abgelegt und tolettet mit uns in ihrer ewigen Jugend. — Ein Füllhorn von Frohsinn hat sich über die große weite Schöpfung ausgeleert, — unsern lebenswürdigen Mädchen, schönen Frauen, ja selbst ehrwürdigen Matronen fängt der Mantel an lästig zu werden, und ehe eine Spanne Zeit verrinnt, wird das forschende Auge unserer Seladons sich freier bewegen dürfen auf den Formen unserer schönen Landeströchter. Geschäftige Männchen mit Schere und Nadel durchkreuzen die Straßen, — die goldene Zeit für Schneider und Schnittwaarenhändler ist eingetreten! Hier steigt ein süßes Kammermädchen um den Schneider F., — dort ein gestifter Jäger um den Meister M., — der ist der beste Damenfreund, der ihnen den besten Damenschneider rekommandiren kann, — und siehe da ein Mobile perpetuum tritt in mir hervor, und wirft sich zum Damenfreunde auf, wie jüngst ein Söhnlein aus der Wüste zum Organe des gebildeten Publikums. — Hört mich, Ihr Schönen, vor und über der Donau! In den Mauern unserer Stadt lebt

ein zierliches Männchen mit Schere und Nadel, der es versteht, mit seinen Waffen die Grazie Eurer Gestalt zu beleuchten, und Eure Reize den Blicken Eurer Bewunderer im reichsten Ebenmaasse zu entsaften. — Ohne seinen verdienstvollen Kollegen nahe treten zu wollen (der Spiegel hat schon öfter Gelegenheit gehabt, die trefflichen und geschmackvollen Arbeiten Rosmaniths und Windjenzers zu erwähnen), muß ich bekennen, dieser Schneider ist ein Held in seiner Sphäre, ein Proteus in seiner Kunst. — Mein besungener Held ist Herr Joseph Freund, Damenschneider, und wohnt in der Windgasse, No. 213, im ersten Stock. — Sein Name und sein Wohnort sind Symbole seines Gewerbes. — Herr Freund wird durch seine Kunst bald ein Freund und seiner hohen Kundschäften werden, und wer flink wie der Wind bedient sein will, wird zu ihm in die Windgasse schiften.

F.

Beilage: der Schmetterling.
No. 9.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

DE

No. 9

Die Zeitung der Novitäten und Ansichten. Dritte Ausgabe. Die lange... haben so... die vi... wöhnt... zum Vor... stattand... geht nach... und Hr... um so gl... seine her... gleich na... Heiserkeit... Dem. G... schwierig... Luftwand... endlichem... führt. A... dentlich... aber auch... Arrie, im... weibliche... besten ein... Hr. B... und Ma... großem a... Hrn. B... ten ware...